

# Das Ideal

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 17

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670365>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Ideal

VON GERTRUD SCHNELLER

Henriette war nicht zu bedauern. Sie besass eine eigene, gediegene Pension, wo alleinstehende Herren in sicheren Stellungen ein stilles Heim fanden und die etwas unverschämten Preise mit Rücksicht auf die Ruhe und Gediegenheit der Pension willig bezahlten. Zudem war Henriette gesund, besass trotz ihren vierundvierzig Lenzen noch eine helle, glatte Haut, glänzende Augen und schwarze Haare. Ja, Henriette hätte eigentlich mit ihrem Schicksal zufrieden sein können, hätte ihr nicht der bessere Teil ihrer Verwandten und Bekannten stets die Notwendigkeit einer baldigen Heirat vor Augen geführt, und der schlechtere Teil sie einfach rücksichtslos als alte Jungfer bezeichnet.

Dass Henriette noch unverheiratet war, war zwar ganz ihre eigene Schuld. Sie hatte als ein schönes, charmantes Mädchen gegolten, und an Verehrern hatte es ihr damals beileibe nicht gefehlt. Aber Henriette besass ein Ideal. Ein Ideal, auf das sie nun schon seit siebenundzwanzig Jahren wartete, und obwohl ihre Jugend langsam dahinschwand, wurde ihr Idealbild weder geringer noch milderte sich ihre Sehnsucht nach ihm.

Die Zeit verging. Henriette wartete. Aber das Ideal kam nicht. Indessen kam aber Henriettes fünfundvierzigstes Wiegenfest, und da sie an diesem Tag von ihren Verwandten und Bekannten wieder eindringlich auf die Notwendigkeit einer baldigen Heirat aufmerksam gemacht und schonungslos mit alter Jungfer tituliert wurde, nahm sie sich vor, in Zukunft ihre Verehrer, deren Anzahl immer kleiner und deren Anträge immer geringer wurden, nicht einfach kalt abzuweisen, weil sie ihrem Idealbild in keiner Weise standhielten, sondern sie ernsthaft und prüfend für eine Bindung in Betracht zu ziehen.

Diesen Vorsatz führte sie dann auch aus, als Theodor Koch, ein seit einigen Monaten in ihrer Pension wohnender Fünfziger in pensionsberechtigter Stellung sich für sie zu interessieren begann. Theodor Koch glich zwar in keiner Weise dem Ideal. Er war klein und dick, von gutmütiger, aber

etwas rauher Art. Immerhin machte er Henriette ernsthaft den Hof, und eines Tages appellierte sie an ihre Vernunft, vergrub ihr Idealbild endgültig in ihrem Herzen und verlobte sich mit Theodor Koch.

Die Verlobungszeit verlief ruhig und still und harmonisch. Henriette war zufrieden. Theodor Koch war glücklich. Der Hochzeitstag wurde festgelegt und besprochen.

Eines Tages, es war ein besonders heller, warmer und strahlender Julimorgen, traf ein neuer, schon seit einem Monat angemeldeter, aus dem Ausland kommender Pensionär in Henriettes Pension ein. Und dieser neue Pensionär war das Ideal. Das Ideal, auf das Henriette siebenundzwanzig Jahre vergeblich gewartet hatte. Er war schön wie ein Filmstar, kräftig und geschmeidig wie eine Sportgrösse, mutig wie ein Feldherr und gefühlvoll wie ein Dichter.

Henriettes Zufriedenheit und Ruhe waren dahin. Sie sah nur noch ihn; lebte nur noch für ihn; träumte nur noch von ihm und hoffte nur noch auf ihn. Sie vergass ihre fünfundvierzig Lenze; sie vergass seine dreissig Lenze; sie vergass ihre Verlobung und die bevorstehende Hochzeit; sie vergass Theodor Koch.

Das Ideal war nett und freundlich und zuvorkommend zu ihr, aber das war alles. Aber Henriette hoffte und glaubte und wartete.

Eines Nachmittags, als sich Henriette in ihr kleines Büro begab, fand sie auf ihrem Pult einen verschlossenen, unadressierten Briefumschlag von verräterischer rosaroter Farbe. Und da Henriettes Gedanken beim Ideal waren, riss sie den rosaroten Briefumschlag in heisser Erregung und Erwartung auf und las:

«Verehrtes Fräulein!

Seit meinem Aufenthalt in dieser schönen Schweizer Stadt sehe ich Sie jeden Tag. Ich weiss nicht, wer Sie sind, aber ich weiss, dass ich Sie

liebe, vom ersten Augenblick an, da ich in Ihre grossen, fragenden Augen blickte.

Darf ich in aller Bescheidenheit auf ein Zeichen von Ihnen hoffen?

Ihr  
Jean Jacques Cordier,  
Pension Flieder.»

Henriettes Freude und Glück glichen einer hellen, lodernnden Flamme. Sie schoss vom Stuhl auf und rannte wie eine Besessene in das Zimmer Theodor Kochs, der ahnungslos rauchend und lesend in einem Fauteuil am Fenster sass.

«Theodor», sagte sie laut und aufgeregt, «du muusst mich freigeben. Verstehst du, die Verlobung war ein Irrtum. Wir passen nicht zusammen. Ein Mann liebt mich. Und ich liebe ihn ebenfalls. Hier ist der Ring. Verzeih mir, Theodor.»

Theodor blickte erstaunt und überrascht von seiner Zeitung auf, aber ehe er etwas antworten konnte, war Henriette aus dem Zimmer verschwunden, denn sie hatte soeben die Schritte des Ideals gehört.

Er stand vor ihr, schön, kräftig, mutig, gefühlvoll.

Er grüsste sie lächelnd und fragte:

«Haben Sie den rosaroten Brief, den ich beim Weggehen schnell auf Ihr Pult legte, weil Sie ausgegangen waren, schon spediert, Fräulein Henriette?»

Sie schluckte und atmete tief. «Spediert? Den Brief», stotterte sie mit unglaublicher Selbstbeherrschung.

«Ja, Fräulein Henriette. Ich legte noch eine Notiz dazu», sagte er immer noch lächelnd.

«... Oh, ja... natürlich... der Brief... natürlich, ich werde ihn sofort spedieren, sofort», hauchte sie und eilte in ihr Büro.

Wirklich, auf dem Pult links, wo der rosarote Brief gelegen hatte, fand sie einen Zettel mit folgender Notiz:

«Liebe Fräulein Henriette, ich sehe jeden Morgen ein zierliches, schlankes Mädchen mit rötlichen kurzgeschrittenen Haaren aus dem gegenüberliegenden Hause kommen. Ich weiss nicht, wer sie ist, noch wie sie heisst. Da Sie sich aber in der Nachbarschaft auskennen, wäre ich Ihnen sehr zu Dank verbunden, wenn Sie dieses Briefchen an diese unbekannte Schöne weiterleiten könnten.

Ihr Jean Jacques Cordier.»

Die Enttäuschung Henriettes war unbeschreiblich. Immerhin ging sie in die nächste Papeterie, kaufte einen neuen rosaroten Briefumschlag und liess das Schreiben durch ihr Zimmermädchen der Schönen vom gegenüberliegenden Hause überbringen.

Dann, nach einer schweren Stunde, ging sie still, scheu und ängstlich in Theodor Kochs Zimmer. Doch Theodor Koch war weg.

Bange Stunden vergingen. Henriette wartet. Aber sie wartete diesmal nicht auf das Ideal, sondern auf Theodor Koch, und der Schmerz der enttäuschten Liebe und falschen Hoffnung wurde klein und gering gegen das Bangen um ihn. ‚Vielleicht kommt er nun, nach dem, was ich ihm gesagt habe, nicht mehr‘, dachte sie voller Bitterkeit. ‚Vielleicht muss ich nun einsam und verlassen zurückbleiben. Vielleicht kann ich nie mehr heiraten.‘ Oh, er war doch immer so gut zu ihr gewesen. So gut und so lieb. Und sie hatte ihn nicht geschätzt und nicht geliebt nur wegen dieses Mannes, der anderen Frauen rosarote Briefe schrieb. Oh, sie war blind gewesen. Blind und dumm und eingebildet.

Plötzlich hörte Henriette Theodor Kochs Schritte. Ihr Herz schlug laut wie eine Glocke. Scheu, verlegen, ängstlich ging sie zur Tür.

«Guten Abend, Henriette», sagte er und überreichte ihr ein reizendes Blumenbouquet.

Sie war so erstaunt, dass sie vergass zu grüssen.

«Für mich?» fragte sie nur und bewunderte den prachtvollen Strauss.

«Ja, für dich», sagte er.

«Theodor, heute nachmittag... ich habe... ich wollte nicht... es war ein...»

«Schon gut, schon gut», winkte er ab. «Du siehst, ich habe deine Prüfung bestanden.»

«Die Prüfung?»

«Ach, Henriette, jetzt kannst du es ja zugeben. Du wolltest heute meine Liebe prüfen, nicht wahr? Du wolltest feststellen, ob ich dich einfach so leichthin freigeben würde. Ob ich einfach still gehen würde. Aber du hast dich geirrt. Ein Theodor Koch macht das nicht. Ein Theodor Koch ist ein Mann. Ein ganzer Mann.»

Dann ging er auf sie zu und küsste sie lange und innig.

Und zum erstenmal in ihrem Leben vergass Henriette unter den Küssen Theodors das Ideal.